Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 11 (1969)

Artikel: Frühe Kunde von Salz und Holz

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555607

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Frühe Kunde von Salz und Holz

Von *Hilde Ribi*

Jahrhundertelang haben die Bündner, und überdies etliche andere Kantone der Schweiz sonst noch, ihr Salz aus dem tirolischen Hall bezogen. Doch hat da auch langhin eine Hand die andere gewaschen. Salinen haben in alter Zeit Unmengen von Holz verschlungen, und so schwamm denn im 17. und 18. Jahrhundert Unterengadiner-Bergholz in Menge den Inn hinab, ward zu Hall, 10 km nordöstlich Innsbruck, im Salzstädtchen, aus dem Rechen gefischt und zur Saline geschafft. Dort, und in ähnlichen Betrieben, nahm man seinerzeit das Holz her, wo man es fand, und fiel unbesorgt mit verheerendem Kahlschlag in die Wälder ein, denn Salz war lebenswichtig immer schon, ward gepriesen als «spiritus mundi» schlichthin und bildete von jeher eine der durchaus unentbehrlichen materiellen Grundlagen menschlicher Kultur überhaupt. Etwa 8 Kilo Salz pro Kopf und Jahr gilt für den Menschen als lebenswichtig. Es soll freilich noch heute unterentwickelte Völker geben, welche pro Tag und Kopf mit 2 Gramm auszukommen haben. In der südlichen Sahara trinken die Leute noch immer den Urin ihrer Weidetiere, um zu ihrem dringend benötigten Salz zu kommen. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas liegt der Verbrauch von Salz, Viehsalz, Industrie- und Gewerbesalz, Auftau-Streusalz und dergleichen freilich inbegriffen, bei 280 Gramm pro Tag und Kopf.

Salzstätten wurden sorgfältig genutzt schon in vorgeschichtlicher Zeit. Alte Handelswege waren vornehmlich Salzstraßen. Auch der Brenner führte vorzeiten den Namen Salzstraße. Im Gegensatz zu ihr hieß im Bayrischen die Straße von Reichenhall her, wo eine Saline schon im 8. Jahrhundert bestanden hat, die Obere Salzstraße; an die zwanzigtausend mit Salzfässern beladene Fuhrwerke seien da Jahr um Jahr sommersüber Richtung München gerollt. – Die Römer, um ja stets hinlänglich mit dem unentbehrlichen Ingrediens versorgt zu sein, bauten im Altertum ihre Salzstraße, die Via Salaria, bis hin zum Strande der Adria, und ihre Söldner und Beamten wurden zum Teil mit Salzportionen entlöhnt, mit dem sogenannten salarium, einem Begriff, von welchem noch heute unser Wort Salär abstammt. Auch Magistratspersonen auf Reisen bezogen ihre Salz-Deputate, will sagen, Naturalienabgaben, entrichtet in Form bestimmter Mengen von Salz. Salzspenden, welche die Landesfürsten gelegentlich, oder auch als regelmäßige Zuwendungen, Klöstern und Spitälern oder auch einzelnen Günstlingen zukommen ließen, waren stets hochwillkommen und wurden als Zeichen ganz besonderer Huld gewertet. Wenn man bedenkt, daß einmal im Verlaufe des 17. Jahrhunderts der Preis des Tiroler-Salzes innert kurzem so mächtig anstieg, daß endlich 100 Kilogramm davon so teuer zu stehen kamen wie ein Pferd, so ermißt man hinlänglich den Wert solcher Vergabungen. Die Saline von Hall war Besitztum der tirolischen Landesfürsten, Teil der kaiserlich-österreichischen Erblande. Eine jährliche Spende von 6 Karren Salz durch Gunst des damaligen Landesherrn an die Mönche des Stiftes Kempten im Allgäu ist schon für das Jahr 837 bezeugt.

Blicken wir uns weiter um, so ist zu erkennen, daß auch zum Beispiel die gloriose Heraufkunft von Amsterdam zur mächtigen Handelsstadt eng mit Salz zusammenhängt. Da lebte im flandrischen Seeland um das Jahr 1350 ein Fischer mit Namen Willem Beukelsz, dessen Name auch wohl phonetisch ganz einfach «Bökel» geschrieben wurde. Auf ihn gehn die sog. Pökelheringe, geht das sinnreiche

Verfahren des Einpökelns zurück. Er begann, Fische auf hoher See mittels gründlichen Einsalzens und nachherigen Räucherns haltbar und unbeschränkt transportfähig zu machen. Solchermaßen durch lange Zeit hin zuverlässig genußfähig bleibende Fische wurden zur Volksnahrung weithin, auch im Landesinnern, und somit zum begehrten Handelsgut in aller Welt. Innert relativ erstaunlich kurzer Zeit verhalfen diese «Böklinge» (Bücklinge) als großartige Exportware dem Fischerort Amsterdam zur Weltgeltung. Schon 1369 wurde die Stadt in die ausgezeichnete Privilegien und Handelsbeziehungen garantierende Gemeinschaft der Hanse aufgenommen, und innerhalb zweier Jahrhunderte gedieh sie heran zur reichsten Handelsmetropole Westeuropas. — Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts galt Salz fast als einziges, zum mindesten als zuverlässigstes Konservierungsmittel. Man hat natürlich nicht lediglich Heringe eingesalzen; da waren beispielsweise auch die Stockfische, getrocknete Kabeljau, welche man für den Transport gehörig einsalzte, wobei vermutlich das benötigte Salz um einiges teurer zu stehen kam als der Fisch. (Ähnliches ist noch heutzutage in der Sardinenfischerei hinsichtlich des Öls zu konstatieren: Arbeiter, welche beim Abfüllen in die Blechdosen ein Fischchen mehr ins Behälterchen hineinzuoperieren vermögen als andere, erhalten eine Prämie, denn sie sparen Öl ein.) Zur Illustration dieses Kapitels spielte uns der Zufall einen geradezu tragikomischen Passus in die Hände, welcher im Jahre 1753 der «Staats- und gelehrten Zeitung» in Berlin (der nachmalig Vossischen Zeitung) gemeldet worden war. Es ist dies die traurige Geschichte von dem eingesalzenen Harlekin, welche im Folgenden im vollen Wortlaut und in der ursprünglichen Schreibart wiedergegeben sei:

«Paris, vom 11. May. Zu Honfleur in der Provinz Normandie, an der Seine gelegen, und die wegen des Stockfischfanges bekannt ist, hat sich ohnlängst folgende Begebenheit zugetragen Eine Bande Comödianten, wenigstens gaben sie sich davor aus, deren Haupt ein Mithridatkrämer war (Mithridat, eine angeblich aus 54 Ingredienzen bestehende Latwerge, galt damals vielenorts als Universalheilmittel), führten daselbst verschiedene lustige Stücken auf. In einem von ihren Lustspielen wurde der Arlequin, entweder aus Versehen oder mit Fleiß von einem seiner Cameraden auf dem Theater erstochen. Da nun der dasige Geistliche ersucht wurde, den todten Arlequin begraben zu lassen, schlug er solches, ohne weitere Vorstellungen anzuhören, ab. Die Comödianten bedienten sich hierauf des Rechts, welches das Parlament allen denen gegeben hat, welchen die Priester die Sacramente oder andere geistliche Pflichten verweigern und verklagten den Priester bey den weltlichen Gerichten. Weil sich aber der Priester nicht daran kehren wollte, die Comödianten aber besorgen mussten, daß der Körper ihres lieben Cameraden bey längerer Verzögerung des Processes einen üblen Geruch von sich geben dürfte, so mussten sie auf ein Mittel bedacht seyn, sich den Körper vom Halse zu schaffen. Unter ihrer Bande befand sich einer, der ein weniges von der Chirurgie verstand, dieser wollte die Eingeweide heraus nehmen, und ihn hernach einsalzen, durch welches Mittel er den Körper bis zur ausgemachten Sache für der Fäulung zu verwahren meinte.

Um aber die Kosten zu ersparen, ordinaires Salz zu kaufen, hohlte er das Salz, welches von dem eingesalzenen Stockfische herabfällt, wenn er aus den Schiffen ausgeladen wird, und welches als Contrebande angesehen wird. Da nun der comische Chirurgus nicht wußte, daß dieses Salz verboten sey, und seine Operation bereits damit vorgenommen hatte, kam ein Salzbedienter mit der Wache, ihn in den Arrest zu bringen; die Bande Comödianten aber stellte Sicherheit für ihn. Dieser Zufall zog den Comödianten einen neuen Proceß von den Salzbedieneten auf den Halß. Bey diesen Streitigkeiten wusten sie nun kein ander Mittel zu ergreifen, als sie machten banquerot, und reisten heimlich davon. Der eingesalzene Arlequin blieb, weil er ihnen nicht folgen konnte, in den Händen des Salzbedienten, der sich seiner gleich bemächtiget hatte. Weil nun derselbe keine Nachricht erhalten konnte, wo die Comödianten hingekommen, so hat er nunmehr einen Proceß mit dem Priester angefangen, warum er den Arlequin nicht begraben wollen. Der Priester bleibt bey seiner Weigerung und der Salzbediente ist genöthiget worden, den armen Arlequin in die Seine werfen zu lassen.»

Der Casus hat zu tun mit dem Salz-Regal. Die jura regalia, das waren die königlichen Rechte. Ständig nämlich spähten die Landesfürsten und Staatsoberhäupter nach neuen Geldquellen aus, erhoben Brücken-, Markt- und Städtezölle, schufen Berg-, Forst-, Jagd-, Flußabgaben, und denn also auch das Salz-Regal, und finanzierten mit den derart einkassierten Geldern ihre Schlösser, ihre Mätressen, all ihren Aufwand und nicht zuletzt auch ihre Feldzüge. Und all diesen Servituten waren die Untertanen mehr oder weniger wehrlos ausgeliefert.

Die unglückseligen Komödianten hatten versucht, das Salzregal zu umgehen; das galt

als strafbar. Die Obrigkeit nämlich bestimmte, wo man das Salz zu beziehen hatte und wie es zu berappen war. In Frankreich hat man vor der Revolution jede Haushaltung genötigt, nach der Kopfzahl ihrer Einwohner um teures Geld eine bestimmte Menge Salz bei den Staatsniederlagen einzukaufen. Ein Wiederverkauf unter der Hand war streng untersagt. Zuwiderhandelnde wurden unter Umständen kurzerhand zur Galeerenstrafe verurteilt – unvorstellbar für unser Rechtsempfinden, empörend auch für jene, welche solch krasse Kopfsteuer damals zu erdulden hatten. Diese Salz-Kalamität bildete denn auch mit ein Fanal zum Aufstand wider die Mächtigen Anno 1789. Salzregal und Salzmonopol wurden damals in der Französischen Revolution schon 1790 abgeschafft.

Ghandi übrigens, der Mann des «gewaltlosen Widerstandes», ist am 12. März 1930 in stiller Demonstration zur Küste gezogen, um durch Selbstherstellung von Salz zum mindesten symbolisch die schwere Last des britischen Salzmonopols zu brechen: wichtiges Datum der indischen Freiheitsbewegung.

Ein ausbeutbares Salzlager zu besitzen war für die Potentaten von einst von unschätzbarem Wert. Der Salzberg von Hall ist noch vor der Gründung der Eidgenossenschaft entdeckt worden, in den siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts, weit oben im Halltal, auf 1450 Meter ü. M., in der Nordkette des Karwendelgebirges, 800 m über dem Talboden des Inn, etwa 10 km nördlich des Städtchens, welches seinerseits am linken Innufer in einer Höhe von 559 m ü. M. liegt. Kein hoher, aber ein kostbarer Berg, der mit seinem zu 40 % salzhaltigen Gestein der Gegend Wohlstand verschafft seit Jahrhunderten. Ein spüriger Mann, der im Andenken der Tiroler noch heute weiterlebt, soll die Salzlager dort einst entdeckt und den Berg, wie es in der Fachsprache heißt, erstmals «aufgeschlagen» haben. Das war der ehrenwerte Ritter Niklaus von Röhrenbach, der zuvor schon den steiermärkischen Salzberg zu Aussee im Salzkammergut entdeckt und dort die Saline in Gang gebracht hatte. Hier wie dort soll er auf aufmerksamem Pirschgang Wild beobachtet haben, «das am Steine leckte». Weit in die Runde, «in dem Inntal, an der Etsch, zu Pairn (Bayern) und Schwaben», habe die frohe Kunde vom Anschlag eines neuen Salzberges seinerzeit Freude und Genugtuung verbreitet. Zuvor hatte man das Salz notgedrungen und in kleinen Mengen ganz einfach durch Verdunstung von Salzquellwasser gewonnen. – Wir entnehmen solche Kunde, soweit sie Hall betrifft, übrigens vornehmlich und mit Dankbarkeit der Dissertation der Zürcher Journalistin und Weltreisenden Charlotte Peter, einer wirtschaftshistorischen Studie mit dem Titel «Die Saline Tirolisch Hall im 17. Jahrhundert», welche 1952 im Europa-Verlag als fünfter Band der Reihe «Zürcherstudien zur allgemeinen Geschichte» erschienen ist.

Im Laufe der Zeit sind oben am Salzberg – übereinandergeschichtet, mit einem Abstand von 30 bis 35 Metern – acht Stollensysteme gegraben worden, in denen das mit Ton und Gips vermischte Salz, mit Süßwasser ausgeschwemmt, als sog. Sole durch lange Leitungen hinunter nach Hall zu den Siedepfannen rinnt. Die gesättigte Sole besteht zu etwa 74 % aus Wasser, zu 25 % aus Kochsalz und zu etwa 1 % aus verschiedenen Neben- oder Schwersalzen, welche unter den sonderbaren Bezeichnungen Affenbaum, Schröck- oder Pfannenstein, Pöt, Weißgaden-, Schwarzschluder- und Knollensalz ihrerseits übrigens seinerzeit zu hohen Preisen abgesetzt werden konnten.

Auf eidgenössischem Territorium hat durch Jahrhunderte hin einzig die Saline von Bex im Waadtland bestanden. 1554 habe man dort erstmals Salz gewonnen. Johann Jak. Scheuchzer, der vortreffliche Zürcher Naturforscher, hat jene Stätte Anno domini 1709, genau gesagt am 8. Juli besagten Jahres, eingehend besichtigt. Die Waadt war damals bernisches Untertanenland; die Saline vermochte nicht mehr als ungefähr einen Viertel des gesamtbernischen Salzverbrauches zu produzieren. Das darüber hinaus benötigte Quantum bezog man aus den Salins in der Franche Comté, sogenanntes burgundisches Salz, im Gegensatz zum «deutschen Salz», welches, abgesehen von den Bündnern, auch die Urkantone, Glarus,

St. Gallen, Appenzell, Zürich und zum Teil Basel eh und je aus Hall bezogen. Salz war früher auch rein qualitativ ein sonderbar umstrittener Artikel. Das tirolische, welches man wie gesagt, gang und gäbe als «deutsches Salz» bezeichnete, galt als ausgezeichnet. Es war rein weiß, seine Kristalle durchsichtig und geruchlos. Am Anfang des 17. Jahrhunderts stand Hall als Großlieferant der schweizerischen Kantone durchaus an erster Stelle. Da hat zum Beispiel der Winterthurer Salzhändler Melchior Steiner – er lebte von 1630 bis 1690 – zuzeiten Jahr für Jahr direkt im Pfannhaus etwa 17 000 Faß Salz aufgekauft. In mühseligem Transport, in Säcke und später in Fässer verpackt, gelangte es via Lindau–Schaffhausen nach langer Fahrt endlich in den Kanton Zürich. Solcher Transport hat natürlich die Ware unleidlich verteuert. In den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts galt dieser Steiner als der mächtigste Salzkaufmann der ganzen Eidgenossenschaft. Als seine Zeit um war, begann man gelegentlich auch Salz aus dem Bayrischen zu importieren. Das wollte aber zum Beispiel den Glarnern gar nicht schmecken. Sie waren nun einmal eingeschworen auf das Salz aus Hall und begegneten dem aus der Berchtesgadener Gegend mit so ausgesprochenem Mißtrauen, daß die Obrigkeit es als schlecht und gesundheitsschädigend kurzerhand verbot. Es gab auch Gegenden, wo man sich mit grauem Salz am besten zurechtfand, und die Pariser begehrten ihre Speisen durchaus mit braunem Salz zu würzen.

In Bex, in der «Vogtey Aigle», hat Scheuchzer insbesondere auch die Zuleitungen in die Pfannhäuser vermerkt. Von zwei Stellen oben am Berg wurde dort die Sole fast drei Stunden weit zu den Siedepfannen von Bevieux, von Panex und von Roche geleitet, durch hölzerne Rohre, welche, wie er es in seinem Reisebericht niedergelegt hat, aus zehn- bis zwölftausend aneinandergefügten Holzrinnen, will sagen ausgekehlten Tannenstämmen bestanden. Zwei Pfannen «von vierzehn Schuhen im Geviert» hätten zu Panex, fünf weitere zu Roche und deren sieben in Bevieux gestanden. «Eine herrliche Gottesgabe», sagt er, seien die Salzwasser, wenn man den notwendigen Nutzen des gemeinen Salzes in allen Haushaltungen bedenke. In schweizerischen Landen werde eine große Menge Salz verbraucht, nicht nur zum Dienst des Menschen, sondern auch des Viehs, weswegen insbesondere mit den Kaiserlichen Erblanden und Bayern, aber auch mit Burgund, ein reger Salzhandel betrieben werde. In Roche übrigens fand er ein Salzmagazin mit einem Fassungsvermögen von 24 000 Zentnern, in Bevieux eines zu 12 000 Zentnern vor. Der wohledle Herr Sigismund Steiger aus Bern, dannzumaliger Salinendirektor von Bex, hat den gelehrten Gast aus Zürich hochwohlmögend in dem «kostlichen Bergwerk» herumgeführt.

Lange noch hat es gedauert, bis die Schweiz von ausländischer Salzausfuhr auf immer unabhängig wurde. Erst am 7. Juni des Jahres 1837 wurde die Saline Schweizerhall eröffnet; am 1. August des gleichen Jahres wurde im Triumphzug auf zwei reisiggeschmückten Fuhrwerken die erste Lieferung baselländischen Salzes, ein Ladung von 90 Zentnern, ins Salzmagazin von Liestal übergeführt. Entdecker der Schweizer Steinsalzlager am Rhein war der hochverdiente Karl Christian Glenck, Hofrat und Salinendirektor zu Gotha, dem nach langwierigen Bohrungen damals endlich die Freilegung von Lagern gelungen war, welche die Schweiz bis in die fernste Zukunft mit landeigenem Salz zu versorgen vermögen.

Doch zurück nach Hall, in dessen alpiner Saline Jahrhunderte früher schon gehörige Rauch- und Dampfschwaden den Sudhütten entstiegen. Einmal, und zwar knapp hundert Jahre nach «Aufschlag» des Salzberges hinten im Halltal, gehörte die Saline «unserem» Rudolf von Habsburg. Das Stammhaus dieses Herrschergeschlechtes liegt bekanntlich auf Schweizerboden, bei Schinznach im Aargau. 1363 hat Margarethe Maultasch, Gräfin von Tirol, die Salinen den herzoglichen Brüdern Rudolf, Albrecht und Leopold von Habsburg abgetreten. Nur zwei Jahre lang erfreute sich Erzherzog Rudolf IV. des Besitzes, denn schon 1365 ist er gestorben; in dieser kurzen Zeitspanne aber gelang es ihm, die Haller Saline

ganz entscheidend zu fördern. Sie scheint dannzumal noch recht laienhaft und ungeschickt besorgt worden zu sein. So ließ ihr neuer Herr denn Pfannsieder aus Aussee kommen, welche die Einheimischen, meist ortsansäßige kleine Bauern und Handwerker, fachgerecht mit der Produktionstechnik vertraut zu machen hatten, und überdies ordnete er an, daß die Salinen fürderhin von überall her aus der näheren und weiteren Umgebung zollfrei und ungehindert mit Holz versorgt werden sollten. Mächtig begann daraufhin das Geschäft aufzublühen. Hunderte von Arbeitern fanden ihr Auskommen in der Saline, und auch Rudolfs Brüder profitierten weidlich von ihrer Regie. Mit Haller Salz finanzierten sie ihre Feldzüge gegen Venedig, mit ihm auch die Schlacht bei Sempach, und als dort im Juli 1386 Leopold wider die Eidgenossen unterlag und zugrunde ging, da hat man die Verluste durch gehörige Salzlieferungen an den Feind alsbald wieder wettzumachen versucht. Parallelen mit den Handels-Usanzen unserer Tage drängen sich auf. – Hall im Tirol hat jedenfalls im darauffolgenden Jahrhundert so erfreulich floriert, daß man dort sogar eine eigene Münzstätte errichtet hat. Anno 1486 sind aus ihr die ersten Taler hervorgegangen, und wahrhaftig noch im Jahre 1809 hat der Tiroler Freiheitsheld Andreas Hofer, der dann im Jahre darauf, am 20. Februar 1810, in seinem 43. Lebensjahr zu Mantua standrechtlich erschossen wurde, dort in der intakten Werkstätte seine Kreuzer und sog. «Sandwirts-Zwanziger» geprägt. Er hatte, nachdem er jahrelang Pferde- und Weinhändler gewesen, seiner Eltern Gasthof «Am Sande» zu St. Leonhard im Passeiertal übernommen, ward deshalb der Sandwirt geheißen und gedieh dann in den tirolischen Befreiungskämpfen wider Napoleon unversehens zum Freiheitshelden und Märtyrer heran.

Und nun das Holz! – Schon unter Kaiser Maximilian I., der 1493 zur Macht kam, hat die Saline von Hall bedenklich unter Holzmangel zu leiden gehabt. Arglos und unbesonnen hatte man durch über 200 Jahre hin die Wälder der Gegend elendiglich kahlgeschlagen. Wir sprachen von der talauswärts führenden Soleleitung. Sie hat in Hall natürlich, genau wie in Bex, aus Tausenden von ausgehöhlten Baumstämmen bestanden. Ein Glück, daß ein jeder einzelne dieser Teuchel etwa 80 Jahre lang seinen Dienst zu versehen vermochte. Das Holz, immer wieder von Salzwasser durchronnen, vermorschte und verfaulte erstaunlich lange nicht. Gleichwohl war der Bedarf an Holz rings um einen Salinenbetrieb in früheren Zeiten schlichthin exorbitant. Charlotte Peter schreibt:

«Man brauchte es zur Feuerung der Pfannen, zum Heizen der Pfiesel (Vorrichtungen zum Trocknen des Salzes) zur Beleuchtung, zur Herstellung von Kufen, für die Soleleitung, als Grubenholz und schließlich als Naturalentschädigung für die Salinenbeamten und Arbeiter.

Der Transport und die Bearbeitung des Holzes erforderte eine große Organisation. Sie umfaßte im 17. Jahrhundert ungefähr 300 Leute. Im Sommer wurde das Holz in den Wäldern von Tirol, Vorarlberg und Graubünden geschlagen, zu ‚Drehlingen' oder ‚ungeklobenem Rundholz' verarbeitet und an die Stapelplätze gebracht. Von dort erfolgte im Winter der Weitertransport auf Schlitten und Schneerutschbahnen ins Tal hinunter. Nun ließ man das Holz bis zum folgenden Sommer liegen und schwemmte dann die Drehlinge bis in die Nähe der Saline. Der Innrechen fing sie auf, man zog sie an Land, zerklob sie und brachte sie zu den Pfannen.

Das für die Grube bestimmte Holz schlug man in den Wäldern des Karwendels und säumte es auf das Stempeljoch. Von dort stieß man im Winter die Baumstämme über die steilen Schneehalden hinunter ins Halltal und ließ sie gleich an Ort und Stelle von Rüstern für den Gebrauch im Bergwerk zubereiten.»

In Hall waren vier Siedepfannen im Gebrauch, aus Eisenblechen zusammengenietete, riesige rechteckige Behälter von 15 m Länge, 5 m Breite und einem halben Meter Tiefe. Sie lagerten auf kleinen Mäuerchen, unter denen das Feuer entfacht werden mußte. Es hatte Stunden und Stunden zu brennen; die Sole mußte dabei ständig auf einer Temperatur von zirka 90 Grad gehalten werden, bis endlich die Brühe zu schön gleichmäßig weißem, flockigem Salz verdunstet war und am Boden der kostbare Pfannenstein sich festgesetzt hatte. Eine Pfanne ergab pro Woche einen Ertrag von 30 000 bis 40 000 Kilogramm Salz oder, in der Sprache der Zeit ausgedrückt, 500 bis 600 Fuder à je etwa 60 Kilogramm. Zu Hall freilich wurde selten die ganze Woche

hindurch gearbeitet, und oft stand die eine oder andere Pfanne kalt. Die Arbeiter waren durch Jahrhunderte hin nebenbei Kleinbauern und wollten, zum mindesten im Sommer, nur vier Tage arbeiten, denn nebenher begehrten sie wie eh und je, ihre Wiesen und Äckerchen und ihr Vieh zu besorgen. Auch die Knappen, welche an Arbeitstagen in Gemeinschaftshäusern oben im Halltal logierten, kehrten am Donnerstagabend zurück zu ihren Familien. Große Mengen von Holz wären erspart worden, hätte man die sog. Sommersüde intensiver betrieben, aber dazu – so schreibt Charlotte Peter – hätten die Salinenleute sich absolut nicht verstehen können; so richtig Zeit für die Saline hatten sie eben nur im Winter.

Als das Holz in der näheren und weiteren Umgebung immer rarer und die Lage beängstigend wurde, sind die Innsbrucker Salzherren um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Engadin angekehrt, kauften dort ganze Wälder auf und sandten fortan Jahr für Jahr eine eigene Holzfäller-Equipe hinauf in die Bündnerberge, vor allem ins Gebiet des heutigen Nationalparkes.

Über die Holztransporte aus dem Engadin zu den Salinen von Hall, welche sich anscheinend über einen Zeitraum von fast hundert Jahren erstreckten, gibt uns der unvergleichliche Pfarrer von Seewis, Nicolin Sererhard, in seiner für uns Nachfahren so köstlich kurzweilig zu lesenden «Einfalten Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden», niedergeschrieben im Jahre 1742, willkommene Auskunft. Er war ein gebürtiger Zernezer, wiewohl geboren und aufgewachsen in Küblis. Dann und wann in seiner Kindheit, wer weiß, transportiert vielleicht auf einem Salzkarren, mag er bei Verwandten in seinem Heimatdorf geweilt haben. Sein Vater jedenfalls hat sich nach fünfundvierzigjährigem Pfarrdienst im Prättigau für eine letzte kurze Lebensspanne heimwehvoll ins geliebte «Vaterland» Zernez zurückgezogen, wo er einst in früher Jugend, wie auch seine spätere Frau, welche ihrerseits ebenfalls eine Engadinerin war, noch Bärenfleisch gekostet hatte. Sererhards Aufzeichnungen vom Unterengadin vibrieren jedenfalls von authentischer Mitteilung. Wer darüber ein Mehreres über die besagten Holztransporte zu erfahren begehrt, möge sich Auskunft holen im 2. Band von Johann Andreas Sprechers «Geschichte der Republik der Drei Bünde ... im achtzehnten Jahrhundert», welche zu Chur in den Jahren 1872/75 in zwei stattlichen Bänden erschienen ist. Über die heutigen erfreulichen Waldbestände im Gelände des Schweizerischen Nationalparks orientiert vortrefflich eine Erhebung, welche die Schweizerische Anstalt für das forstliche Versuchswesen (Birmensdorf, Kt. Zürich) Ende der fünfziger Jahre letzthin mit einer Gruppe von Fachleuten an Ort und Stelle durchgeführt und hernach in einer hervorragend ausgestatteten Publikation niedergelegt hat (A. Kurth, A. Weidmann und F. Thommen: Beitrag zur Kenntnis der Waldverhältnisse im Schweizerischen Nationalpark. Mitteilungen der Schweizerischen Anstalt für das forstliche Versuchswesen. Band 36, Heft 4. 160 Seiten. Mit 70 Text- und Tafelbildern und 11 mehrfarbigen Karten. Beer & Co., Zürich). Raubbau an den dortigen Wäldern wurde seinerzeit übrigens auch betrieben von den ehemaligen Schulser Kalkbrennereien, vom Eisenerz-Hochofen westlich von Il Fuorn am Ofenpaß und endlich durch die Silbergruben von S-charl, welche vom 14. bis ins 17. Jahrhundert und dann neuerdings nochmals von 1820 bis 1850 ausgebeutet wurden. Nicht alles, was unseren Wäldern vormals angetan worden ist, läßt sich heute wiedergutmachen. So ließen sich beispielsweise die prachtvollen Nußbaumbestände im Maggiatal, welche im ersten Weltkrieg hauptsächlich zur Gewinnung von Gewehrschäften rücksichtslos abgeholzt wurden, zufolge veränderter Witterungsverhältnisse trotz intensiver Versuche nicht mehr wiederaufforsten.

Doch nun unser Sererhard mit seinen Holzlieferungen nach Hall. Wir geben seinen Text um der Sache willen in heutiger Sprache wieder:

«Zernez muß sechs kostspielige Brücken über den Spöl und den Inn unterhalten. Dieses Dorf verfügt über ein sehr weites Territorium; in die Breite er-

streckt es sich vier Stunden und in die Länge bis zur Wormsergrenze (Worms, d. i. Bormio) vierzehn Stunden, wiewohl das meiste im Fuldera-Tal in rauher Wildnis besteht. Sein Territorium umfaßt sieben Alpen, diejenigen, welche sie den Bergamasker-Schafhirten verpachten, nicht inbegriffen. An Holzungen hat Zernez rings um sich her den reichsten Überfluß, so daß man denn beinahe hundert Jahre lang die Salzpfanne zu Hall im Tirol aus ihrem Gelände mit Holz versehen hat.

Die Herren zu Innsbruck haben jährlich 70 bis 80 Tiroler-Holzhacker hinaufgesandt, welche in so vielen Jahren ein unglaubliches Gebiet von Wäldern, der rechten Talseite entlang etliche Stunden weit ausgerottet haben, und zwar in der Art, daß sie sich jährlich einen bestimmten Landstrich vornahmen, dort alles niedergehauen, in flößbare Stücke verschrottet und diese zu Haufen geschichtet haben; zwischen diesen Haufen verfertigten sie lange Tenne von drei zusammengefügten glatten Hölzern, die bis zu den obersten Holzhaufen an der Bergseite hinaufreichten. Wenn dann gegen den Herbst die Flößerzeit kam, benetzten sie diese Tenne oder Holzschütz, legten die zum Flözen bereiten Holzstücke auf diese glitschigen Bretter, welche alsogleich über diese Schußhölzer so behend wie ein Pfeil hinunterschossen bis ins Thalwasser, durch welches sie hinausgeflözt wurden bis in den Inn und durch denselben hinab bis nach Hall.

In den letzten Jahren, da sie mit der Ausrottung so weit hineingerückt waren, daß sie zum Flözen nicht mehr genug Wasser vorfanden, haben sie mit großer Kunst und Arbeit Schwellen hergestellt, womit sie das Wasser aufstauten zu einem See. Sobald sie dann die Schließen öffneten, schwemmten die Wasser das bereitete Holz mit sich hinweg. Seit vier oder fünf Jahren hat diese Arbeit wegen Wassermangel aufgehört. Holz freilich wäre noch genug vorhanden. Jährlich kommen ein paar Herren aus Innsbruck nach Zernez, um das Akkordierte zu bezahlen und neue Holzlieferungs-Verträge abzuschließen. Daher ist die Gemeindekasse dieses Orts so wohlversehen als irgendeine im Lande ...»

Sererhard erwähnt ferner, diese Tiroler-Holzhacker hätten auch immer einmal wieder eine unglaubliche Menge Gemsen geschossen, deren es in dieser Gegend vormals so viele gegeben, daß man sie zuweilen in Rudeln von siebzig bis achtzig Tieren gesichtet habe. Sie lieferten nicht nur Fleisch, aus ihnen ließ sich, laut einer Mitteilung im «Helvetischen Almanach» vom Jahre 1783, auch Licht für lange Abende gewinnen, «7–8 Pfund Talg oder Unschlitt, welches geschmolzen und zu Kerzen gegossen, den Wachslichtern an Güte und Helle beynahe nichts nachgiebt, auch für verfrohrene Glieder die besten Dienste leistet». Hauptsächlich aber waren diese Jäger und Wilderer aus dem Lande Tirol versessen auf die sogenannten Gemsballen, denen zu jener Zeit eine warhaft magische Wirkung zugeschrieben wurde. Sie fanden sich dann und wann im Eingeweide eines erlegten Tieres, «haarichte vermaserte» Knollen, für welche Liebhaber irgendwelch lichtscheuer Praktiken damals bis zu einem Dukaten zu zahlen bereit waren.

Um nochmals auf die Holzflößerei zurückzukommen: Sie wurde vorzeiten auch im Glarnerland intensiv betrieben. Die Glarner verkauften Nuß-, Kirsch- und Ahornholz zur Möbelfabrikation vor allem nach Holland, fanden Abnehmer für ihre Ware aber auch in Britannien und selbst in Rußland. Ein schreibgewandter Pfarrherr aus Mühlehorn, Johann Rudolf Steinmüller, hat sich das verwegene Geschäft des Flözens im Jahre 1795 sehr genau angesehen.

«Recht schaudererweckend», schreibt er, «ist die Art, wie die Flözer das an Felsen und Stauden hängengebliebene Holz losmachen. Weil die Linth oft zu beyden Seiten zwischen den fürchterlichsten Felsen durchlauft, und weil gerade an solchen Orten das Holz am meisten hangen bleibt, so wird ein zwey bis drei Schuh langes Brett genommen, in dessen zwey äußere Enden man ein Loch macht und dann durch jedes dieser Löcher ein starkes und langes Seil zieht. Damit diese nicht aus den Löchern gleiten, wird unter dem Brett an ein jedes ein dicker Knoten geknüpft. Auf dieses Brett nun sitzt ein kraftvoller und beherzter Holzer. Er ist mit einem langen Haken bewaffnet und wird so sitzend an den Seilen von zwey Männern neben den schroffen Felsen hinab in die gräßlichen Abgründe gelassen und nachher, wenn das Holz gelöst ist, wieder heraufgezogen. Öfters ist es schon vorgekommen daß ihn herabfallende Steine und Felsstücke schwer verwundeten.

Auch der junge Heinrich Zschokke aus Magdeburg (1771–1848), der 1795 kurzfristig die Leitung der Erziehungsanstalt zu Reichenau übernommen hatte und sich später in Aarau niederließ, hat sich ganz insbesondere für Forstwirtschaft interessiert. 1803 erschien in Aarau sein zweibändiges Werk über die «Gebirgsförster», ein Jahr darauf in Tübingen sein Opus «Die Alpenwälder». Auch er hat die Holzflößer im Glarner-Hinterland im Herbst des Jahres 1796 zu Gesicht bekommen, in der Linthschlucht, die seit dem Bau der Kraftwerke Linth-Limmern vielen zum anschaulichen Begriff geworden ist wie nie zu-

vor. Die Fußtour von Bilten nach Linthal hat der wackere Sachse in Begleitung eines Stäfners in einem einzigen Tag zurückgelegt. Seine 85 Seiten umfassende Schilderung des «Glaruslandes» findet sich, unvermutet und einigermaßen irreführend, im zweiten Bändchen seiner in Tagebuchform abgefaßten «Wallfahrt nach Paris». In Linthal, «dem letzten Dorfe im Felsenwinkel dieses Thales», sind die beiden erst angekommen, als hell der Mondschein über die Firne glänzte. Sie haben höchst wahrscheinlich im Thierfehd genächtigt, wo die ganze Nacht hindurch, wie auch noch heutzutage immer einmal wieder lautstark getanzt worden war, und begaben sich früh am andern Morgen, mit einem vom Wirt geborgten Zwirnknäuel, mit welchem sie «den Abgrund unter der berühmten Bandtenbrücke zu ermessen gedachten», auf Erkundung zunächst zu dieser am Weg zur Sandalp und dem Tödi gelegenen berühmten Stelle. Der Übergang dort über die finstere Schlucht dünkte Zschokke «das grauenvollste Meisterstück eines Künstlers», das er je gesehen. Die niedrige Brüstung fand er überdeckt mit unzähligen eingeschnittenen Namen von Fremdlingen, welche im Laufe der Zeit hergekommen waren, diese außerordentliche Stätte zu bewundern.

«Man hatte uns», meldet er, «schon vorher im Walde gesagt, daß wir ein Schauspiel erblicken würden, welches sehr selten wäre — nämlich das Holzflößen. Schildern Sie sich mein Erstaunen, als ich in der perspektivischen Vertiefung der Felsen, unten im Bache Menschen gewahr wurde, welche mit langen Schifferhaken auf den aus den Fluten hervorragenden einzelnen Klippen standen! Sie angelten die Holzkloben, die das Wasser mit sich wälzte und oft in die Geklüfte warf, hervor. Sie glichen spielenden Kindern, die mit hölzernen Splittern auf den Wirbeln des Giesbaches tändelten. Schwindel und Schauder ergriffen mich beim Anblick dieser Handthierung...

Das Toben der Gewässer drunten ist so betäubend, daß sich die Holzflößer untereinander, so nahe sie auch stehen mochten, nicht verstehen konnten. Entweder winkten und pfiffen sie einander zu, oder schryen aus Leibeskräften durch das Geheul der Wogenbrüche.

Ich bemerkte zwar zuweilen Holzblöcke und Balken, in der Luft fallend, aber konnte lange nicht entdecken, von wannen sie kamen.

Endlich gerieth ich auf die Spur ihrer Herkunft. Man warf sie von der Spitze eines Alpen, dessen schroffe Mauer sich uns zur Rechten in die Wolken dehnte, herunter. Der von da weit abgeschleuderte Holzbalken glich in der Lufthöhe einem kleinen kurzen Stäbchen, mit dem die Lüfte tändelten; langsam schwamm das Stück herab; mit jedem Moment fiel es schneller, wurd' es größer, bis es, mit unsern Augen in gleicher Linie, kennbarer wurde. Dann schwand ebenso wieder seine Größe, je tiefer es unter uns sank; bis es in den Strudeln des Wassers zu Grunde ging.»

Nun, damit ist's vorbei! Unsere Wälder sind vor Raubbau geschützt, und auch die Unterengadiner, von denen Sererhard meldet, sie seien «in genere etwas rauch und grob», fuhrwerken nicht mehr wie früher mit Leidenschaft via Finstermünz hinaus ins Tirol. Allerhand Sorten Bündner, schreibt er, gegen 3000, seien früher in Venedig gewesen, hätten da Branntweinhandel, Zuckerbäckerei und in Scharen das Schuhflickergewerbe betrieben; doch nur wenige Unterengadiner seien dabei gewesen: «die mehrerste der Under-Engadiner treiben lieber das Fuhrwerk, daß sie mit ihren Ochsen gen Hall um Salz fahren und dann selbiges, wie auch ihr überschüssiges Korn, ins obere Engadin oder auf Davoss und ins Prettigeu überführen.»

Unglaublich starke Kerle müssen sich damals mit den Tiroler-Salzfuhren befaßt haben. Pfarrer Ulrich Campell, von Süs (geboren um 1510, gestorben um 1582), der Vater der bündnerischen Geschichtsschreibung, meldet, da seien Engadiner gewesen,

«welche zu Hall in Tirol ganze Ladungen Salz lediglich durch Anstemmen des Fußes dem erhöht liegenden Städtchen zustießen und dabei den Wagen ganz nach Belieben wendeten. Zum großen Erstaunen der Herumstehenden geschah dies einmal durch einen kleinen Schleinser namens Menrig Matthäus. Ein gewisser Brisgoni von Zuoz hob, wenn es not tat, mit Leichtigkeit seinen Ochsen über Hecken und Zäune. Jacob Cladabügl von Süs sprang mittels einer Stange in einem Satze 20 Schritte weit, während mein Schwager Jacob Mohr, auch im übrigen von großer Stärke, in einem freien Sprunge zwanzig Fuß zurücklegte. Georg Constanz von Ardez pflegte in einem Tage den Weg von Fürstenburg (ein Ort im Münstertal, in dessen Schloß der Bischof von Chur seinerzeit zur Wahrung seiner Rechte einen Castellan installiert hatte) nach Chur zurückzulegen. Caspar Franz, aus dem obern Bunde, sprang, als er in kaiserlichen Diensten stand, einstmals beim Spiele über das Zelt Kaiser Maximilians hinaus und nahm im Hinüberfliegen den Kampfpreis mit. Der nämliche ergriff bei einem Steinstoßen zu Innsbruck, unter Verachtung der allzu leichten gewöhnlichen Steine, einen Pflasterrammler und warf denselben durch das hohe Fenster eines im Bau begriffenen Hauses. Thomas Gaudenz, ebenfalls aus dem obern Bunde, brach, so oft man wollte, ein neues Huf-

eisen entzwei. Joh. Guler zu Davos war ebenfalls sehr stark, wurde aber hierin noch von seinem Sohne übertroffen. Letztlich habe ich Männer gesehen, welche eine Lägel oder eine halbe Saum Wein, die Hälfte einer gewöhnlichen Pferdelast, mit den Zähnen aufhoben und mit auf den Rücken gehaltenen Händen dem Pferde aufluden.»

Tempi passati! Wir sind ein erschlafftes Geschlecht, verglichen mit diesen Recken. – Das alles hat sich begeben, als die Technik noch in den Kinderschuhen steckte und der Mensch sich noch ganz gehörig auch körperlich anzustrengen hatte, um zu seinen Gütern zu kommen. Jenseits der Berge zu Hall rinnt die Sole längst nicht mehr durch hölzerne Röhren, der Schweizer würzt seine Speisen mit einheimischem Salz, und unbehelligt schweifen die Gemsrudel durch die prächtigen Forste im «Parc naziunal», der heute mit seinen rund 168,7 km² eine Fläche fast so groß wie der Kanton Appenzell-Innerrhoden begreift.

Sererhard erzählt . . .

Item habe ich auch von einem Jäger gehört, dem ein rarer Glücks-Schuß gerathen; nemlich er sache im Gebirg von fernem auf einem Felsenkopf etwas hervorragen, er nimt sein Perspectiv und schauet und erkennet, dz es ein Gämsen Kopf. Er schlagt an und schießet hinauf auf den gerath wohl hin, und siehe, nicht nur dieser Gamßkopf wird ordentlich getroffen, sondern auch zwei andere, welche in recta linea hinder dem erstern lagen, doch daß der Mann nichts von ihnen gewußt noch gesehen. Diese wurden gleichfalls auch beyde durch den Kopf geschossen, allso dz alle drei Gamßthiere einandern nach diesem Mann entgegen geburzelt. Wann und wie Matth. Cap. 10 stehet: Dz nur kein Sperling ohne Gottes Willen auf die Erden fallt, so wird sans doute bey diesem Schuß Gottes Forsehung auch gewaltet haben, diesem Mann zur Freud und Nuzen. Dies ware ja eine plaisirliche Jagd. Item ist mir auch erzählt worden: ein berühmter Gamsen Jäger im obern Engadin habe mit einem andern gewettet, so fern er das Jahr über gesund bleibe, wolle er in einem Jahr hundert Gämsen schießen. Er bekame auch neunundneunzig und das hundertste konte er ohnmöglich bekommen, wie oft er auch demselben nachgelaufen, dann der andere hatte ihm seine Flinte, oder ich weiß nicht was, vergaukelt, dz der Mann nicht zu seinem Zwek gelangen können.